

*Electrica*  
*Lord des Lichts*

Helene Henke

SIEBENVERLAG

Empires weitgehend fern. Vielleicht hatte der Rest der Welt die Menschen hier vergessen. Ein Umstand, der ihm zweifelsohne gelegen kam, denn Handel mit Schmugglern konnte ohne lästige Bürokratie abgewickelt werden.

Captain Joe Smith war so wuchtig und kantig wie ein Stück Bauholz. Seine hochgekremelten Ärmel offenbarten bläuliche Tätowierungen. Abbilder von ebenso zweifelhaftem Ursprung wie sein Name, der sicher nicht sein eigener war. Joe verstand sein Geschäft, wodurch sich für Cayden seit Jahren die Gelegenheit bot, sich mit dem Schmuggler in der einsamen Bucht zu treffen. Bislang war es der königlichen Marine nicht gelungen, Smith und seine Crew dingfest zu machen. Die Planken ächzten unter seinen schweren Schritten, als er mit einem verschnürten Paket auf Cayden zukam.

„Euer Lordschaft, mein Lieblingskunde. Seid begrüßt.“

In Smiths Sprache bedeutete das: Ein Kunde, der viel bestellt und verlässlich bezahlt. Keine alltägliche Geschäftsabwicklung in seinem Metier.

„Ich hoffe, die Geschäfte laufen nach Euren Vorstellungen“, entgegnete Cayden.

Smith wiegte seinen Kopf. „Sicher, solange uns kein offizielles Handelsschiff in die Quere kommt. Die Britannia liegt zwei Tage hinter uns, beliefert die Festungsinsel. Sollen jede Menge Häftlinge inhaftiert sein, seit Euer neuer Sheriff seinen Posten bezogen hat.“

„Black ist ein tüchtiger Mann.“ Er ließ den Blick über die mit Planen verdeckte Ladung schweifen, unter der er neben zahlreichen Kisten einige zylindrische Behälter ausmachte.

„Dann wollen wir es ihm mal gleichtun.“ Smith reichte ihm das Päckchen. „Bevor wir zum eigentlichen Geschäft kommen, tauschen wir unsere Papierbündel.“

Cayden nahm das Paket entgegen und übergab dem Captain einen prall gefüllten Umschlag mit Pfundnoten. Sichtlich zufrieden wog Smith seinen Profit in der Hand. Eine genauere Überprüfung des Betrages schien er nicht in Erwägung zu ziehen.

„So gefällt mir das. Ich tausche leeres Papier gegen diese hübsch bedruckten Scheinchen.“ Er wandte sich zum Schiff, um seinen Männern den Befehl zur Löschung der Ladung zu erteilen. „Ihr scheint Euer Papier ebenso flott zu verbrauchen, wie ich das meine.“ Smith versuchte ein Zwinkern, was mehr an den Augenaufschlag einer Eule erinnerte.

„Es ist ein Geschenk.“ Für gewöhnlich zog Cayden es vor, unnötige Plaudereien zu vermeiden. Erfahrungsgemäß war es am besten, möglichst wenig über sich preiszugeben, wenn man zurückgezogen lebte. Captain Smith gehörte zu den wenigen Vertrauten in seiner Umgebung. Ein verlässlicher Informant, der viel herumkam. Mittlerweile war ihre Beziehung über das Geschäftliche hinausgewachsen. Von Freundschaft sollte keine Rede sein, mit dem Begriff ging er sparsam um.

„Oho, Geschenke macht man gewöhnlich einer Dame. Geht aber schon eine ganze Weile so. Vielleicht solltet Ihr es mal mit Seide oder glitzerndem Geschmeide versuchen, damit sie Euer Werben erhört.“

Der Rat des Captains brachte Cayden zum Schmunzeln. „Das würde sie nicht beeindrucken.“

„Was will sie mit so viel Papier? Sie schlägt doch bestimmt keine Fische drin ein.“ Der schwere Arm landete mit einem gutmütigen Klopfen auf seiner Schulter. „Jetzt sagt nicht, die kann schreiben.“

Er nickte, was Smith dazu bewog, seiner Stimme väterlichen Nachdruck zu verleihen. „Hör mal, Junge, eins kann ich dir sagen: Denkende Weiber machen Ärger. Darauf solltest du gefasst sein. Mir ist es lieber, wenn sie mir das überlassen. Dann brauche ich nur darauf zu achten, sie möglichst weit voneinander entfernt zu halten.“ Er lachte über seinen Witz.

In jedem Hafen eine Braut, der alte Haudegen. Wie üblich verzichtete Smith auf Förmlichkeiten, wenn sich ihre Gespräche um private Themen drehten. Cayden sah es ihm nach. Der Mann konnte schließlich nicht wissen, dass seine erfahrenen Ratschläge jemandem erteilt wurden, der über zweihundert Jahre älter war. „Ich komm schon klar, Smith“, entgegnete er freundlich.

Plötzlich fuhr der Captain mit überraschender Wendigkeit herum wie eine Haubitze. Ein Seemann spazierte aus dem hinteren Teil des Bootes und schwenkte eine brennende Fackel, um die anderen Matrosen auf sich aufmerksam zu machen.

„Mach sofort die Fackel aus, du gottverdammter Idiot! Willst du uns alle in die Luft jagen?“

Sofort warf der Mann die Fackel ins Meer, wo sie mit einem Zischen versank. Erschreckt über seine Gedankenlosigkeit, stammelte er ein paar Entschuldigungen und machte sich schleunigst davon.

„Das wird ein Nachspiel haben“, verkündete der Captain an seine Besatzung. „Ich habe deutlich befohlen: kein offenes Feuer, bevor die Ladung gelöscht wurde. Das kann doch nicht so schwer zu verstehen sein.“

Unter Murren machten sich die Männer wieder an die Arbeit. Offenes Feuer war auf einem Schiff eine Bedrohung, besonders wenn die Ladung vorwiegend aus Gas und Spiritus bestand. Die seltene Fracht brachte dem Captain einen beachtlichen Profit, denn Cayden wusste zu schätzen, welche Gefahren der Schmuggler einging, indem er ihn belieferte.

Wütend prustend rieb sich Smith das stoppelige Kinn. „Da redet man sich den Mund füsselig und die Kerle kapierten es nicht, wenn wir dieses explosive Zeug transportieren. Nichts für ungut, Sir, aber ich bin froh, wenn ich diese Ladung schnellstmöglich loswerde. Habe selbst gesehen, wie ein kleiner Funke ein ganzes Schiff in die Luft gejagt hat. Brennt wie die Hölle.“

„Ein sorgsamer Umgang ist unerlässlich, worüber Ihr Euch offensichtlich im Klaren seid“, erwiderte Cayden anerkennend, um seinen Geschäftspartner bei Laune zu halten.

„Hab mich informiert. Gas wird für diese neumodischen Lampen benutzt. Sollen hell sein wie die Sonne. Muss es jede Menge von im Schloss geben, wenn man so viel Brennstoff braucht.“

„Es wäre übertrieben zu behaupten, dass sich Gaslicht mit Sonnenlicht messen könnte, doch der Effekt ist durchaus beachtlich.“

Smith nickte zufrieden. Er erwartete keine weiteren Erklärungen über Sinn und Zweck der Ladung, sondern folgte der schlichten Regel: liefern, kassieren, schweigen. Für Cayden hingegen war die Fracht von außergewöhnlichem Wert. Besonders Spiritus diente als Treibstoff für Maschinen, bei denen die Dampfkraft veraltet wirkte.

„Was ist mit Eurer Mannschaft los?“ Schon während ihres Gesprächs war Cayden aufgefallen, dass die Seeleute kaum einen Fuß auf den Steg setzten, während sie die Kisten ausluden. Abgesehen von dem Zwischenfall verrichteten sie ihre Arbeit auffallend still. Nicht mal die üblichen derben Schimpfereien unterbrachen den routinierten Ablauf. Dabei richtete kaum einer der Männer seinen Blick zu ihm oder dem Captain, sodass es den Anschein erweckte, als wollte die Mannschaft möglichst schnell wieder ablegen.

„Ach, das ...“ Smith winkte ab. „Sollte Euch nicht weiter kümmern. Die Burschen sind in letzter Zeit etwas angespannt.“ Er zuckte seine wuchtigen Schultern. „Hauptsache, sie machen ihre Arbeit.“

„Hört sich an, als hättet Ihr Probleme gehabt.“ Stutzig geworden legte Cayden sein Paket auf eine der Kisten.

Nach einem kurzen Zögern zog der Captain ihn ein Stück zur Seite. Smith neigte den Kopf. Sein Atem stank nach Tabak und fauligem Fisch. „Ehrlich gesagt konnte ich die Mannschaft nur unter der Androhung, ihre Heuer einzubehalten, dazu bewegen, überhaupt hier anzulegen. Ihr wisst doch, wie sie sind. Kerle wie Bäume haben aber beim kleinsten Ammenmärchen die Hosen voll.“ Smiths Lachen klang weniger unbefangen als beabsichtigt.

„Was habt Ihr gehört?“ Eine dunkle Vorahnung beschlich Cayden.

„Gerüchte.“

Sofort wurde er hellhörig über die kurz angebundene Antwort des Seemanns, dem sonst das Spinnen von Seemannsgarn in Fleisch und Blut übergegangen war. Sonst scheute der Captain nicht davor zurück, ihre Treffen mit manch illustrierter Geschichte zu untermalen. Cayden hatte schon lange aufgehört, die brisante Mischung aus Wahrheit, Halbwahrheit und Lüge zu unterschätzen. Für gewöhnlich hatten Gerüchte zumindest einen wahren Kern und er hatte gute Gründe, jeder noch so geringfügigen Information auf den Grund zu gehen.

„Redet schon, Mann.“

Smith zog die buschigen Augenbrauen zusammen und stieß ein pfeifendes Geräusch aus. „In London treibt ein Serienmörder sein Unwesen. Vorzugsweise in den Elendsvierteln. Ziemlich garstige Angelegenheit. Die Opfer sollen bestialisch zugerichtet sein. Was der Polizei noch mehr Kopfzerbrechen bereitet, ist die zunehmende Anzahl an Vermissten.“

Während Cayden zuhörte, wurde der Stapel mit Ware am Ende des Steges immer größer. Für gewöhnlich trugen Smiths Männer die Ladung bis zum Höhleneingang, wo sie von Waloja auf eine Karre geladen wurde. Bis zur Anlegestelle konnte sein Diener die Karre nicht ziehen.

„Gewalt ist in Armenvierteln nichts Ungewöhnliches.“

„Morde aber schon. Klingt seltsam, ist aber so. Mittlerweile gibt es Nachahmer in Edinburgh. Dort wurde bereits ein besonderer Trupp von Polizisten gegründet, um dem Verbrechen beizukommen. Die haben ganz neue Methoden, was die Aufklärungsrate deutlich erhöht. Natürlich ist unsereins beunruhigt über diese Entwicklung. Ihr versteht?“

Cayden nickte, obwohl er nicht glaubte, dass moderne Aufklärungstechniken mittels Fingerabdrücken eingesetzt wurden, um Schmugglerbanden auszuheben. Dazu waren diese Verfahren zu kostspielig. Einen wahnsinnigen Serienmörder zu überführen dürfte oberste Priorität haben. Wenn es sich jedoch bei dem Verantwortlichen um denjenigen handelte, den er verdächtigte, konnten die noch so ausgefeilten kriminalistischen Ermittlungsmethoden kaum etwas ausrichten. Es waren nicht die grausamen Morde, sondern die Vermisstenfälle, die ihm Sorge bereiteten.

Verflucht. Dabei hatte sich er beinahe in Sicherheit gewiegt. Nach Jahrhunderten gerieten die Dinge schon mal in Vergessenheit. Gewiss waren die Jahre für einen Unsterblichen kaum der Rede wert. Und Rache währte ewig.

„London ist weit weg. Was hat das Ganze mit mir zu tun?“ Er verschränkte die Arme vor die Brust.

Smith räusperte sich lautstark und spuckte hinter sich. „Wenn die Leute in Panik geraten, fangen sie an, Geschichten zu erfinden. Man erzählt sich, der Blutbaron sei zurückgekehrt. Ihr kennt doch die Legende um Luthias, den Zauberer.“

„Das ist mir bekannt“, erwiderte er mit einem bewusst abschätzigen Tonfall. In Wahrheit löste der Name seines Mentors eine Welle von Unbehagen aus. Sofort fasste er sich, denn wenn ihm eins zum Verhängnis werden konnte, waren es Emotionen. Starke Empfindungen wie Liebe oder Hass konnte Baron Luthias aufspüren. Dazu befähigte ihn das innere Band, mit dem er ihn zu kontrollieren vermochte, selbst über weite Entfernungen hinweg. Cayden war darauf trainiert, seine Gefühle zu unterdrücken und würde sich besonders jetzt nicht dazu hinreißen lassen, ihnen freien Lauf zu gewähren.

Das war also der Grund, warum er sich in letzter Zeit beobachtet gefühlt hatte. Er hatte die Möglichkeit nie ausgeschlossen, dass Luthias eine Wiederkehr gelingen mochte. Allerdings war es selbst für einen derart mächtigen Vampir beachtlich, wenn es ihm in weniger als zweihundert Jahren gelungen sein sollte, sich zu regenerieren. Immerhin war Cayden dabei gewesen, als Luthias 1684 bis auf die Knochen verbrannte, nachdem der wütende Mob ihn im Schlaf überrascht und sein Haus angezündet hatte. In Abwesenheit hatte die damalige Lynchjustiz den Baron der Maleficia sämtlicher Übeltaten, die man generell den Hexen zuschrieb, überführt. Dabei ahnten sie nicht einmal, dass es sich bei ihrem Verurteilten um ein weitaus schlimmeres Unheil handelte als einen angeblichen Hexer. Schwarze Magie diente dem uralten Vampir Luthias lediglich als Hilfsmittel, auf das er ohne Weiteres verzichten konnte. Normalerweise wäre es ein Leichtes für Luthias gewesen, seinen Häschern zu entkommen. Nicht nur das. Sie konnten sich glücklich schätzen, ihn in einem Moment der Schwäche erwischt zu haben, in der Trauer über den Verlust seiner Geliebten die Sinne des Barons betäubt hatte. Ansonsten wäre nicht der Baron zur Legende geworden, sondern ein Massaker von unvergleichbarem Ausmaß.

Cayden zwang seine Aufmerksamkeit in die Gegenwart, bevor die Erinnerung sein Inneres in Aufruhr versetzen

konnte.

„Eure Männer halten mich also für die Inkarnation des Blutbarons?“ Gelassen zog er sein Jackett aus.

Smith blickte ihn verwundert an. „Nee, dann hätte ich die Männer wohl kaum dazu bewegen können, hier anzulegen.“

Cayden erwiderte sein Lachen, um den Ernst des Themas zu entschärfen. Zumindest, was Smith und seine Mannschaft betraf. Aufmerksam geworden, blickten ein paar der Seeleute verstohlen zu ihnen herüber. Offensichtlich irritiert über die in ihren Augen ausgelassene Unterhaltung ihres Captains mit dem Lord, dem eigentlichen Grund ihrer Angst, senkten sie rasch ihre Blicke und machten sich an die Arbeit.

„Wovor fürchten sie sich dann?“ Cayden krempelte die Ärmel seines Hemdes hoch.

„Ihr seid denen unheimlich. Die Männer glauben, mit Euch stimmt etwas nicht.“

„Tatsächlich?“

„Naja, Ihr müsst schon zugeben, dass es seltsam erscheint, wenn ein ansehnlicher Mann wie Ihr, noch dazu vermögend, zurückgezogen in diesem düsteren Kasten haust.“

Dazu die Tatsache, dass Duart Castle ausschließlich nach Einbruch der Dunkelheit beliefert werden durfte, las er deutlich in Smiths Miene. Jede Abweichung von der Regel erzeugte bei weniger gebildeten Menschen Argwohn. Daran war er gewöhnt. Dabei ahnten diese Männer nicht mal ansatzweise, wie weit er von dem abwich, was sie für normal hielten.

„Ich bin wählerisch, was Frauen betrifft. Wie es aussieht, werde ich mich wohl selbst um meine Ware kümmern müssen.“ Cayden marschierte über den Steg. Sofort wichen die Matrosen auf das Schiff zurück, als böte dieses ihnen Schutz. Belustigt griff er eine der Kisten, für deren Gewicht zuvor zwei der kräftigsten Kerle nötig waren. Er wuchtete sie auf die Schulter und trug sie zum Höhleneingang.

Mit heruntergeklappter Kinnlade startete der Captain ihn beim Vorübergehen an. „Mein lieber Schwan. Ein Muskelpaket wie Euch könnte ich in meiner Mannschaft brauchen.“

„Ich werde auf Euer Angebot zurückkommen, wenn es sich ergibt, Captain. Fürs Erste könntet ihr dabei helfen, meine Ladung zum vereinbarten Lieferort zu transportieren.“ Er deutete mit dem Kopf zum Höhleneingang. „Oder habt Ihr etwa auch Angst vor mir?“

Cayden klemmte sich das verpackte Schreibpapier unter den Arm und stieg den Hügel hinauf. Dahinter lag das Dorf. Auf dem Gipfel hielt er inne und warf einen Blick zurück. Mondlicht fiel durch zerrissene Wolken und legte einen geisterhaften Schein auf die Giebel des düsteren Gemäuers. Ein Schaudern überzog seinen Rücken. Die letzten Worte des Captains hallten wie das alles übertönende Geläut einer Kirchturmglöcke durch seinen Kopf. „Wenn das so weitergeht, behaupten die Leute noch, die Molland-Hexe sei auferstanden.“

Er hatte eine Weile in der Höhle ausharren müssen, um seine Fassung wiederzugewinnen. Die unerwartete Erinnerung an Alice Molland drohte sein Herz zu zerreißen. Ein längst vergangener Schmerz, von dem er geglaubt hatte, ihn überwunden zu haben. Alice würde ganz sicher nicht auferstehen. Ihre Asche hatte Cayden in ein Tongefäß gefüllt, während die Überreste des Scheiterhaufens noch glühten. Seitdem bewahrte er sie in einem geheimen Versteck in seinem Labor. Der Schmerz über ihren Verlust hätte ihn beinahe um den Verstand gebracht. Nie zuvor hatte er so geliebt. Alice war die letzte offiziell hingerichtete Hexe im britischen Empire. Doch sie war weitaus mehr gewesen. Sie war ein gebürtiger Vampir und die Gefährtin von Baron Luthias. Die beiden einzigen seiner Art, die Cayden je getroffen hatte.

Obwohl er als unerfahrener Vampir ein ungebändigter Heißsporn war, hätte er seine Leidenschaft für Alice verbergen können. Doch das Schicksal fügte, dass sie seine Liebe erwiderte. Leichtsinnig verwarf sie ihre Sicherheitsmaßnahmen, was ihr letztlich zum Verhängnis wurde. Manchmal redete er sich ein, dass ihr Tod durch die Flammen besser war, als dem tobenden Zorn des gehörnten Luthias zu begegnen. Dessen Herz erstarrte zu Eis, er verlor sich im Schatten seiner Rache, die nun ausschließlich auf Cayden zielte. Im Angesicht des Todes hatte Baron Luthias geschworen, zurückzukehren, sobald Cayden sein Herz erneut verlor, um jeden zu vernichten, der ihm nahestand. Cayden sollte eine Qual ereilen, gegen die das Fegefeuer einem Spaziergang gleichkam.

Unter Aufbietung seiner gesamten Kraft gelang es ihm, sich wieder in den Griff zu bekommen. Er durfte sich nicht im längst vergangenen Schmerz verlieren, musste den Schutzschild wieder aufbauen, hinter dessen Oberfläche seit Jahrhunderten seine Gefühle verborgen lagen. Er war ein anderer geworden. Alice Molland gehörte der Vergangenheit an. Baron Luthias hingegen nicht, denn Caydens Instinkte sagten ihm, dass Smiths Berichte keine bloßen Gerüchte waren. Er spürte Luthias, auch wenn er es sich bislang nicht eingestehen wollte. Es war nur eine Frage der Zeit, wann sein Mentor auf ihn aufmerksam wurde. Gefasst nahm er sich vor, diese unheilvolle Begegnung zu erwarten. Wann immer das sein sollte.

Eine kräftige Böe zog über ihn hinweg, trug die düsteren Gedanken davon und schien das Tor zur Gegenwart zu öffnen. Mit lautlosen Schritten ging er über das unebene Kopfsteinpflaster der Dorfstraße. Fackeln brannten noch an den Häuserwänden, deren Fenster wie schwarze Augen auf ihn herabstarrten. Durch die Schornsteine stob der Rauch von erlöschenden Kaminfeuern. Aus wenigen Kammern drang ein heimeliger Schein in die Nacht. Nachdem er den Brunnen hinter sich gelassen hatte, sah er aus der Ferne das Haus von Sues Tante. Bestimmt schlief Sue längst, wie die meisten es seit Stunden taten. Unwillkürlich musste er sich ihren vom Schlaf gewärmten Körper vorstellen. Seit ihrer ersten Begegnung beobachtete er sie, wann immer er in Lochdon weilte. Der Gedanke an sie ließ in seiner Brust die Sonne aufgehen. Genau genommen war er ihr nie begegnet, sondern hatte sich in Lochdon als Fremder ausgegeben, damit er aus sicherer Entfernung nach Sean sehen konnte. Dieser war wie wild zwischen den anderen Jungen hin und her gehüpft, deren Hälse sich noch weiter nach dem Neuankömmling in der Kutsche reckten.

Cayden hatte den Hut tief ins Gesicht gezogen, als er in den Schatten einer Gasse trat. Ihm lag nicht viel an fremden Besuchern, doch ein seltsamer Impuls bewegte ihn dazu, sich noch einmal umzudrehen.

Sie stand plötzlich da. Mutterseelenallein, und wirkte unter den Blicken der Dorfbewohner so verloren wie ihr blütenweißes Kleid unter den graubraunen Gewändern der Umstehenden. Auf der Stelle war er von ihrem Anblick bezaubert. Ein Hauch von Spitze bedeckte ihre erblühenden weiblichen Formen bis zu den Fesseln hinab. Doch die feingeschwungenen Linien ihrer Schultern ließen mehr erahnen, als ihr Kleid verbarg. Goldblondes Flechtwerk bedeckte kunstvoll hochdrapiert ihre Ohren, ließ den weißen Hals zerbrechlich wirken. Geduldig hatte sie gewartet, bis der Kutscher ihr Gepäck abgeladen hatte. Die Lider gesenkt, sodass ihre langen Wimpern wie Fächer Schatten auf ihr Gesicht warfen. Einmal wagte sie einen suchenden Blick ihrer dunkelblauen Augen über die Gruppe. Cayden glaubte, sein Herz würde ein paar Schläge aussetzen, als er in die feuchtglänzende Tiefe starrte. Sie konnte ihn unmöglich gesehen haben. Niemand beachtete einen Trapper auf der Durchreise. Im nächsten Moment erstrahlte ihr Antlitz beim Anblick ihrer Tante. Sofort fing die Menge an, sich zu zerstreuen, nachdem die Neugierde befriedigt und das Geheimnis der Fremden als Nichte der Witwe Meggie gelüftet worden war.

In den nächsten Jahren verband er jeden Besuch bei Sean damit, Sue zuzusehen, wie sie erwachsen wurde. In den frühen Morgenstunden oder bei Einbruch der Dämmerung zog er es vor, über die Dächer der Häuser zu ziehen, wo ihn niemand entdecken würde. Nur selten bewegte er sich durch die gewundenen Gassen. Ihr zierlicher Sonnenschirm sorgte damals noch für eine Weile für allgemeine Belustigung, doch gesehen hatte ihn niemand mehr. Auch die feinen Kleider verschwanden, wurden zunehmend ersetzt durch alltagstaugliche Röcke mit geschnürten Leibchen. Doch ihrem strahlenden Lächeln konnten die grauen Gewänder ebenso wenig anhaben wie dem steten Glanz in ihren Augen.

Dennoch war Sue Beaton vom ersten Tag an anders als die Mädchen im Dorf. Sogar beim Schleppe von Wassereimern schritt sie in aufrechter Haltung mit hoch erhobenem Kopf vom Brunnen bis zum Haus ihrer Tante. Ihr Gang, leicht wippend, ließ ihre Rocksäume glockig um ihre Fesseln schlagen. Längst hatte sie die winzigen Schnürsandaletten eingetauscht in bequemes Holzschuhwerk. Doch selbst damit war sie elegant. Oft wirkte sie abwesend, schien ihre Umgebung kaum wahrzunehmen. Bald war Sean an ihrer Seite aufgetaucht, was Cayden mit Genugtuung erfüllte. Durch sie war Sean vor den Anfeindungen der anderen Burschen geschützt. Öfter hatte er erstaunt beobachtet, wie Sue mit vor Wut rosigen Wangen ihren Wassereimer einem dieser Rüpel hinterherschleuderte. Sie beschützte den geistig behinderten Sean mit der ganzen Kraft ihres Zorns.

Das Gefühl in Caydens Brust war nie verschwunden, behielt das Bild in Erinnerung von dem Mädchen aus gutem Hause. Irgendwann war sie erwachsen geworden. Sean bedurfte nicht mehr ihres Schutzes, wohl aber ihrer Gesellschaft. Mit gemischten Gefühlen sah Cayden dem Tag entgegen, an dem die Tochter eines einst wohlhabenden Mannes fortgehen würde, um zu heiraten.

Er erreichte das Haus am Ende der Straße. Das Papier des Päckchens unter seinem Arm knisterte empört, doch sonst blieb alles still. Sue und ihre Tante mussten wie vermutet bereits schlafen, denn hinter keinem der Fenster machte er Licht aus. Trotzdem ging er ums Haus und wagte einen vorsichtigen Blick durch das Fenster zur Wohnstube, in der er sie oft beim Schreiben beobachtet hatte. Er hätte einiges darum gegeben, lesen zu dürfen, was ihrem wachen Verstand entsprang. Doch auch hier lag alles im Dunkeln. Leise seufzend ging er zurück und legte das Päckchen vor die Tür. Wie immer widerstand er dem Drang, zu klopfen und es ihr selbst zu überreichen. Ihr seinen Dank auszusprechen für ihre Zuwendung gegenüber Sean, für ihre bloße Existenz.

Er würde Sue und Sean weiter beschützen, auch wenn er in Zukunft auf der Hut sein musste. Für eine Weile würde er sich vom Dorf fernhalten müssen, bis er herausgefunden hatte, ob Luthias im Begriff war, zurückzukehren. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als zu warten, denn wenn der Baron wollte, würde er ihn finden. Nicht umgekehrt.

„Wir müssen gehen, Seine Lordschaft kehrt bald zurück.“

Die raue Stimme der Zigeunerfrau riss Sue aus ihrer Erstarrung. Langsam hatten sich ihre Augen auf die ungewohnte Helligkeit eingestellt. Noch immer blickte sie vom Türrahmen aus in den taghell erleuchteten Raum, in den vermutlich der gesamte Marktplatz von Lochdon hineingepasst hätte. Sie wagte kaum zu atmen. Glänzender Parkettboden erstreckte sich vor ihr wie die stille Oberfläche eines Sees. Unzählige Lichter spiegelten ihren Schein wider, so weit das Auge reichte. Jedes einzelne leuchtete heller als hundert Kerzen. An Wandhalterungen angebracht säumten sie den weitläufigen Saal, unterbrochen von Porträts oder reich verzierten Spiegeln, auch dort, wo man normalerweise Fenster vermutete. Geblendet wischte sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel und trat in den düsteren Flur zurück.

„Von welchem Lord sprichst du überhaupt?“ Sue fühlte Ungeduld aufsteigen. Gleichzeitig war sie froh, mit jemandem sprechen zu können, allein um ihre Stimme zu hören und sich zu vergewissern, dass sie nicht träumte.

„Lord Maclean“, antwortete die Frau wie selbstverständlich.

Also lebte tatsächlich ein Mitglied der gräflichen Familie auf dem Schloss. Sue stand im Moment nicht der Sinn danach, darüber nachzudenken, warum noch niemand diesen Lord gesehen hatte. Viel zu groß war ihre Erleichterung, dass er überhaupt existierte. Er würde ihr helfen können.

„Und du? Wie heißt du?“

„Babu.“

„Wie Babuna?“

Die Frau nickte. Ihre schwarzen Augen suchten unruhig die Gänge ab. Sie schien darauf bedacht, zügig von hier verschwinden zu wollen. Verständlich, denn ganz geheuer war ihr ebenfalls nicht zumute.

„Hör zu. Ich muss den Lord sprechen“, sagte Sue.

„Geht nicht“, beschied die Zigeunerin barsch und zog sie am Arm mit.

Sue riss sich los. „Warum geht das nicht? Du hast gesagt, der Lord kommt. Versteh doch, meine Tante wurde getötet. Jemand muss etwas unternehmen.“

„Es war ein Fehler hierherzukommen“, raunte die Alte.

Ihr einwandfreies Englisch ließ einen leichten Akzent erkennen, den Sue nicht zuordnen konnte.

„Aber ich bin doch nicht freiwillig ...“

Die Augen der Zigeunerin weiteten sich. Im nächsten Moment riss sie Sue mit sich auf die Knie. Mit einer resoluten Handbewegung wies sie Sue an, zu schweigen und senkte den Kopf. Ehe sich Sue fragen konnte, warum sie im leeren Flur auf Knien rutschen sollte, spürte sie einen kalten Luftzug. Eisige Kälte kroch plötzlich über den Boden, zog unter ihre Röcke und ließ die Haut an den Beinen unangenehm prickeln. Ihr Atem stieß kleine Dampfwölkchen aus, wie es sonst nur im tiefsten Winter der Fall war. Gebannt verharrte sie, spürte harten Stein an ihren wunden Knien. Babu verstärkte den Druck an ihrem Handgelenk.

Wie ein frostiger Nebel tauchte er aus dem Nichts auf, glitt lautlos an ihnen vorbei. Erst aus unmittelbarer Nähe erkannte sie einen Mann, weil sie kurz aufblickte, als sein langer Umhang ihren Kopf streifte. Er steuerte in Richtung des erleuchteten Saals, ohne Babu und sie zu beachten. Sie hätten ebenso gut zwei achtlos liegen gelassene Kleiderbündel sein können, denen man nicht mehr Bedeutung zusprach als dem Unrat in den Ecken.

Wo war er hergekommen? Sie hatte keine Schritte gehört. Aus ihrer geduckten Haltung blickte sie dem Mann hinterher. Dieser blieb im Lichtkegel stehen und lüftete seinen Zylinder, weil er sonst damit gegen den Türrahmen gestoßen wäre. Neben sich hörte Sue die kurzen, aufgeregten Atemzüge der Zigeunerin. Anstatt in den Saal zu treten, legte der Mann den Kopf schief, als würde er lauschen.

Sue wollte sich erheben, doch Babu hielt sie am Arm in der Hocke und warf einen vielsagenden Blick auf den Rücken des Lords. Sein Umhang schwang mit einem dumpf flatternden Geräusch herum. Sue hielt den Atem an. Langsam kam er auf sie zu.

„Wen haben wir denn da?“

Seine Stimme war so tief, dass sie wie ein weiches Brummen in Sues Magen widerhallte. Ihr wurde übel vor Angst, obwohl sie sich den Grund nicht erklären konnte. Vermutlich, weil neben ihr Babus Körper erbebte. Die Fingernägel der Frau schabten über den Boden, als sie ihre Hände zu Fäusten ballte, ganz ruhig, ohne einen Ton von sich zu geben. Sue konnte nicht deuten, was von Babu ausging und schon gar nicht, warum die Frau so außer sich geriet. Auf jeden Fall übertraf es alles, was sie jemals an Panik bei einem Menschen erlebt hatte. Es war eine alles übergreifende Furcht, ansteckend wie ein Niesen. Alarmiert neigte Sue krampfhaft ihren Kopf nach unten, bis ihre Nasenspitze beinahe den staubigen Boden berührte. Schwarze Schuhspitzen tauchten vor ihr auf. Darüber der Saum des Umhangs, woraus sie schloss, dass der Mann vor ihr auftrug wie ein schwarzer Fels.

„Verzeiht, Sir. Wir wollten gerade gehen“, kam es unterwürfig von der Zigeunerin.

„Erhebt Euch!“

Da Babu sich nicht von der Stelle rührte, ging Sue davon aus, dass die Aufforderung an sie gerichtet war. Einen Moment zögerte sie, dann richtete sie sich auf. Offensichtlich handelte es sich um den Herrn des Hauses. Zumindest ließ die unbestreitbare Autorität seiner Ausstrahlung darauf schließen. Peinlich berührt über ihre heruntergekommene Aufmachung, wischte sie ihre Hände am Rock ab. Schließlich war sie einfach in sein Haus eingedrungen und sollte aus Höflichkeit erklären, was sie hergeführt hatte.